

zwei Parallelen schnitten sich auch diese unsichtbar fern im Unendlichen. Das Publikum hörte Historie vortragen. Es konnte sich nicht entschließen, sich angesprochen zu fühlen.

Die Figuren erinnern an personifizierte Zeitungsartikel. Sie haben nicht viel zu tun, sie sind zu sehr damit beschäftigt, das Ihre publik zu machen, zumeist Woolworth-Wahrheiten. Sie bedienen sich dabei eines gern in Brokat schreitenden Schreibedeutsches von angestrengter Gehobenheit. Gelegentlich sind sie es selbst leid und sagen: „Genug des mystischen Orakels!“

Intendant Gerhard Schulz-Rehden, bis vor kurzem als Rezensent in Hannover der Kunst eifervoll ergeben, hatte das szenische Gleichnis inszeniert. Seine Bühne ist klein, er hatte gut daran getan, seinen Schauspielern die Gebärden zu rationieren. So beließen die meisten es bei genauer Deklamation und bei hochgezogenen Brauen, herabgezogenen Mundwinkeln und anderer Mimik von ermattender Monotonie. Die Zuhörer hatten zum ändern Male Anlaß, sich an Goethe erinnert zu fühlen: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Das Gleichnis dauerte fast drei Stunden, dem Publikum kam es länger vor. Es saß, als sich zum Schluß auf der Bühne alle Figuren verlaufen hatten (was ihnen nicht zu verdenken war), ziemlich ratlos da. Es dauerte etwas, bis man sich dem traditionellen Genuß des Beifallspendens einigermaßen hingab. Ein vorsorglich bestellter Photograph trat in Aktion und hielt den Applaus bei Blitzlicht im Bilde fest. Es wurde eine ausgesprochene Momentaufnahme.

Auf der Bühne verneigte sich inmitten der von ihm heraufbeschworenen Renaissance der Autor, ein nicht sehr großer Herr, der älter als seine 24 Jahre aussieht: Rudolf Augstein, Lizenzträger und Chefredakteur der viel besseren Zeitschrift „DER SPIEGEL“.

Auf dem Programmzettel war er ebenfalls seiner Neigung zur Öffentlichkeit nachgegangen, mit einem freundlichen Geplauder über unterschiedliche Empfindungen eines Bühnenautors. Schätzungsweise fanden nicht wenige diese amüsant-ernsthafte Geständnisse des Autors unterhaltender als sein szenisches Gleichnis. Obwohl Herr Augstein auf dem Zettel kühnerweise mit einem neuen Stück droht.

Ein Mann und neun Musen

Liebe, Mord und Politik

Der ewig unruhige Magier des literarischen Paris, Jean Cocteau, Lyriker, Romancier, Novellist, Zeichner, Graphiker, Maler, Filmautor, Regisseur und Jazzkomponist, der Künstler, dessen Kunst, wie er gesagt hat, im Dienste aller 9 Musen stehe, er hatte eine deutschsprachige Erstausführung in Zürich. Das Schauspielhaus dort spielte sein Bühnenstück „Der Doppeladler“.

10 Jahre trauert die Königin um ihren König, der am Tage der Hochzeit durch ein Attentat sein Leben verlor. Ruhelos irrt sie durch die Lande, menschenfurcht, menschenverachtend, ein Phantom. Mißtrauisch wird sie bewacht und kontrolliert von Regierung und Hof, von Verwandten und Polizisten. Von keinem geliebt, von den Revolutionären gehaßt.

Einer von ihnen ist der Bauernbursche Stanislaw, Verfasser hetzerischer Flugschriften wider der Königin Majestät, obendrein ein Doppelgänger des auf so gewaltsame Weise verewigten Herrschers.

An des Königs zehnten Todestag dringt er in das Gemach der Königin, von den



In vielen Sätteln gerecht: Jean Cocteau
Verhältnisse mit mythologischen Damen

Hüschern verwundet und verfolgt. Eigentlich wollte er sie, der Revolutionär die Königin, ermorden, aber: Liebe auf den ersten Blick. Auch von ihrer Seite.

Die durch die Liebe gewandelte Königin erinnert sich ihrer Herrscherpflichten. Aber der Regierung ist eine revolutionäre Monarchie ein Greuel, sie schmiedet teuflische Ränke.

Stanislaw nimmt Gift, um der geliebten Königin nicht im Wege zu sein. Sie reizt ihn durch gespielten Hohn so maßlos, daß er doch noch zum Dolch greift und ihn ihr ins Herz stößt.

Kino? Nein: Theater. Kolportage visionär geschildert, ein reißerisches Stück, einfallsreich, mit hintergründigen Gedanken und mit Aphorismen, in denen Cocteau Meister ist, Seelenanalyse und moralisches Theater.

Das Publikum, teils wohl etwas überrascht und konsterniert von der Dialektik, den uferlosen Debatten, den schier endlosen Monologen, ließ sich dann doch packen. Jean Cocteau ist zu allem andern auch noch ein Dichter.

Tote Tante mit toten Punkten

Er-götzlicher Zweitaufguß

Die tote Tante ist von ihrem geistreichen geistigen Vater zu neuem Leben erweckt worden. Dieser Vater ist der 59-jährige Schauspieler und Theaterschriftsteller Curt Goetz; die „Tote Tante“ war ein Einker, der sich nun vierfach verlängert sieht.

Goetz, der spöttische Weise, der weise Spötter schrieb die Geschichte um die Erbschaft einer amerikanischen Tante 1924. Es handelt sich darum, daß die tote Tante, lange bevor sie tot war, mit einem Klecks auf der Moral nach Amerika verschickt wurde. Nach langen Jahren bringt sie ihren professoralen Bruder durch ihr Testament in moralingetränkte Konflikte.

Seine Tochter soll die hochvermögende tote Tante beerben, falls sie bereits vor der Ehe ein Kind hat. Aus der Zwick-

mühle zwischen Moral und praktischem Finanzerwägungen wird der Professor befreit, als seine Tochter das Kind ihres Verlobten adoptiert.

Daraus machte Curt Goetz eine „moralische Komödie“ in vier Akten mit dem erstaunlichen Titel „Das Haus in Montevideo oder die doppelt gewonnene Wette“. Das langer gewordene Stück mit dem noch länger gewordenen Titel erlebte im Basler Küchlin-Theater seine Premiere.

Dieser er-götzliche Zweitaufguß erwies sich immer noch als an-, wenn auch nicht aufregend, obwohl zahllose Pointen darübergossen worden sind, Pointen dieser eleganten, geradezu lautlosen goetzschen Art.

Curt Goetz spielt wie in allem, was er schrieb, auch in der ehemaligen „toten Tante“ die wichtigste Rolle selbst: den tyrannisch-poiternden, aber doch herzensguten Professor. Neben ihm, ebenfalls wie immer, Goetzens und des Professors Gattin, treu, welterfahren und weltklug: Valerie von Martens. Dazu ein Dutzend Kinder und die übrigen Mitwirkenden des Goetzensembles.

Das Publikum amüsierte sich bis zum Exzeß über den witzigen Dialog. Es half dem neuen Vierakter über die toten Punkte, die die alte tote Tante gar nicht hatte.

LITERATUR

Der Herr von San Michele

Ein Buch in vierzig Sprachen

Im Königsschloß zu Stockholm gratulierte man vor wenigen Tagen einem alten Herrn: Dr. Axel Munthe, der schwedische Arzt und Schriftsteller, der Herr von San Michele, wurde 90 Jahre alt.

Die Biographie dieses Mannes ist bewegt und farbig. Ihre interessantesten Partien sind mit einem Europa verknüpft, das weit entfernt liegt von dieser Gegenwart.

Axel Munthe, Sohn eines Beamten, studierte an der Universität Upsala Medizin. 23 Jahre alt, heiratete er Ultima Hornberg, von der er acht Jahre später geschieden wurde. Zwei Söhne stammen aus der Ehe, Malcolm und Peter. Sie leben jetzt in England und sind Offiziere in der britischen Armee.

Munthe ging nach seiner Heirat nach Paris. Er beendete dort seine Ausbildung und hatte eine glänzende Praxis. Er war ein reicher Mann, als er 1890 nach Schweden zurückkehrte. 1903 wurde er erster Leibarzt des Königs, 1908 Leibarzt der Königin.

Viele Jahre seines Lebens hat Dr. Axel Munthe auf Capri verbracht. Er hatte dort die Trümmer einer Villa des Tiberius entdeckt. Er legte den Mosaikboden frei über den der müde Fuß des finsternen alten Kaisers geschritten war, und errichtete dort um den Turm von Materita, den Mönche zu Dantes Zeit erbaut hatten, sein San Michele.

Er stattete Haus und Garten mit erlesenen Schätzen aus. San Michele wurde berühmt. Es wurde so, wie Munthe es sich geträumt hatte: „Offen für Licht und Sonne und die Stimme des Meeres... Säulen von unschätzbarem Marmor, die Loggien und Arkaden tragen, schöne Fragmente aus fernen Tagen.“

Im Turm von Materita schrieb er das bekannteste seiner Bücher: „Das Buch von San Michele“. Es erschien 1920 und wurde in 40 Sprachen übersetzt; eines der meistgelesenen Bücher der Welt. Und das ist verständlich. Es gibt unter den 500 Seiten

keine, von der der Leser ohne Not aufsehen möchte.)*

Ein Mann erzählt, der viel gesehen hat, und der erlebt hat, was er sah, ein Arzt, unter dessen Patienten französische Herzoginnen, amerikanische Millionäre und Pariser Freudenmädchen waren, der im von der Cholera verheerten Neapel half und im von Erdstößen zertrümmerten Messina, und der sich in der lauten Welt immer nach den Oliven und Zypressen von San Michele sehnte.

1943 kehrte Munthe aus Italien nach Schweden zurück. Seitdem hat er sein San Michele nicht wiedergesehen. Er schenkte seinen Besitz dem schwedischen Archäologischen Institut in Rom. Ein Verkauf an Göring, der sich für San Michele sehr interessiert hatte, war nicht zustande gekommen.

Seither lebt er als Gast König Gustafs im Stockholmer Schloß. Er schreibt an einer Biographie der schwedischen Königin Viktoria und an einer „Tragödie des Alters“. Er hat den Preis bezahlt, den im „Buch von San Michele“, in einer jener Szenen, die „im Niemandsland zwischen Tatsache und Phantasie“ liegen, das Phantom im roten Mantel für San Michele von ihm verlangt: er ist fast völlig erblindet.

Roman nach Maß

Die Lesen dürfen mitreden

Die Pariser Tageszeitung „Paris-Presse“ hat sich für ihren Fortsetzungsroman etwas ganz Neues ausgedacht. Es ist so originell, daß man annehmen darf, Ben Akiba mit seinem ewigen „Alles schon dagewesen“ sei endlich einmal zum Schweigen gebracht.

Den Herren von „Paris-Presse“ mißfiel es je länger je mehr, daß Fortsetzungsromane die leidige Gewohnheit haben, im Winter zu spielen, wenn draußen gerade heißester Sommer ist. Oder die Heldinnen steigen in großartige Limousinen, wenn gerade das Benzin für Luxuswagen gestrichen worden ist.

Die Herren von „Paris-Presse“ waren nicht länger damit einverstanden, daß auf der zweiten Seite ihrer Zeitung, dort, wo das Feuilleton beginnt, das reale Leben aufhört. Sie begannen einen Fortsetzungsroman zu veröffentlichen, in dem alle Tagesereignisse eingeflochten werden.

In jeder neuen Fortsetzung werden die neuesten Vorkommnisse berücksichtigt. Sie werden als Staffage einbezogen in die Geschichte der beiden Liebenden, um die es naturgemäß geht. Pierre und Dominique heißen sie.

Wenn beispielsweise Verkehrsstreik ist, gehen Pierre und Dominique wie alle Welt in Paris zu Fuß oder machen Autostop. Sie sehen die neuesten Filme, Boxkämpfe, Fußballwettspiele oder was es sonst gerade ist, wovon die Stadt spricht.

Sie fragen auch, wenn sie auf ihrem Wege ins Glück einem Hindernis begegnen, die Leser um Rat, wie der Konflikt zu lösen sei. Auf diese Weise wird der Roman unter Berücksichtigung der täglichen Begebenheiten und unter Mitarbeit der Abonnenten täglich weitergeschrieben.

„Paris-Presse“, überhaupt eine geschickte und lebendig aufgemachte Tageszeitung, hat mit der neuen Art ihres Romans großen Erfolg und immensen Zuspruch zu verzeichnen. Paris zeigt sich sehr passioniert von dem aktuellen Tagesroman.

*) Von Axel Munthe, der am ersten Weltkrieg auf alliierter Seite als Arzt teilnahm, erschien außerdem 1916 das deutschfeindliche Kriegsbuch „Red Cross and Iron Cross“ („Rotes Kreuz und Eisernes Kreuz“). Außer Skizzen und Reisebriefen kam 1931 noch sein „Altes Buch von Menschen und Tieren“ in Stockholm heraus.



Trinke, wenn Getränk gegeben: Lona Horne und Lucienne Boyer (r.), die Sängerinnen

KLEINKUNST

Lucienne suchte Jacques

Sprich mir von Liebe!

Amerika und Europa haben ein bißchen getauscht. Aus New York kam die Sängerin Lona Horne nach London. Sie wird nach ihrem Gastspiel im Casino-Theater eine Tournee durch Frankreich machen. Frankreich seinerseits sandte etwas so Charmant-Französisches wie Lucienne Boyer übers große Wasser.

Die beiden Damen trafen sich in New York auf der Abschiedsparty, die man für Miß Horne in Szene setzte. Sie tranken sich gegenseitig zu und ließen sich bei dieser Gelegenheit lächelnd photographieren.

Lucienne Boyer ist die liebenswürdigste Sängerin ganz zarter sentimentaler Chansons, die sich so gut in die weiche, zärtliche Atmosphäre der ewig verliebten Seine-Stadt einfügen. Paris hat es immer wieder bedauert, daß Madame Boyer sich so rar gemacht hat. Man hörte sie in den letzten Jahren nur noch selten in Paris.

Lucienne war bereits einige Jahre lang hier und dort aufgetreten, als sie 1933 mit einem Schlage berühmt wurde durch ihr Lied „Parlez-moi d'amour“. Nicht nur Paris sang alsbald das Lied. Es nahm einen so erfolgreichen Siegeslauf um die ganze Welt, daß bereits nach einem Jahre in den Pariser Kabaretten Persiflagen entstanden: „Ne me parlez plus d'amour (surtout), ne me dites plus des choses tendres“. („Sprich mir nicht länger von Liebe, sag mir keine Zärtlichkeiten mehr.“)

Man nahm diese Persiflagen mit einem amüsierten Lächeln zur Kenntnis. Aber sie änderten nichts an der Beliebtheit des Liedes und an der Beliebtheit Lucienne Boyers. Die kleinen Midinetten summten das Liedchen weiterhin den ganzen Tag.

Lucienne Boyer wurde „Lucienne“. Sie machte ein reizendes intimes Nachtlokal in einer kleinen Parallelsraße des Boulevard des Capucines auf. Es hieß „chez Elle“ („bei ihr“), und Abend für Abend mußten die Türen wegen Ueberfüllung geschlossen werden.

Wenige wissen, daß sie zu einigen ihrer Chansons die Musik selbst komponiert hat. So zu den reizenden Liedern: „Lettre à Nini“, „Dans la fumée de ma cigarette“, „Mon petit lit d'enfant“, „C'est mon quartier“ („Brief an Nini“, „Im Rauch meiner Zigarette“, „Mein kleines Kinderbett“, „Das ist mein Quartier“). Ein Erfolg reihte sich an den andern. Sie sang sich in die Herzen aller, die sie hörten. Lucienne wurde zum Abgott von Paris.

Während der deutschen Besatzung heiratete sie den Chansonnier Jacques Pills, der viel „chez Elle“ aufgetreten war. Die Hochzeit ging in aller Stille vor sich. Ihre Vorgeschichte ist rührend und mutet wie ein Märchen an.

Jacques Pills war nach dem Waffenstillstand in irgendeinem der vielen Gefangenenlager. Ob in der Bretagne oder in der Normandie, wußte keiner genau zu sagen. Verzweifelt über die ungenauen Berichte wollte sich Lucienne Boyer selbst Gewißheit verschaffen.

Mit dem Fahrrad fuhr sie durch herbstliche Stürme und herbstlichen Regen über die trostlosen Landstraßen, von Lager zu Lager, tage- und wochenlang. Endlich wußte Lucienne, wo Jacques sich befand. Klopfenden Herzens ging sie zum Lagerkommandanten. Der erkannte sie und gab nach Erledigung der Formalitäten Jacques Pills frei.

Während der Besatzung verdankte Paris Jacques Pills Chansons wie „Mon ange“, „M'amour, m'aimez-vous?“ („Mein Engel“, „Meine Liebe, liebst Du mich?“). Und besonders „Dans un coin de mon pays“, mit dessen ersten Takten das Pariser Radio lange Zeit seine Pausen ankündigte: „In einem Winkel meines Landes“.

Bald nachdem Jacques freigelassen worden war, heirateten er und Lucienne. Sie trat immer seltener „chez Elle“ auf, sie widmete sich ganz ihrem Kinde. Lucienne verkaufte dann sogar das kleine Nachtlokal, dessen Seele sie so lange Zeit gewesen war.

Man hörte sie noch einmal in dem Kabarett „A. B. C.“ und kurze Zeit in dem eleganten Nachtlokal „Beaulieu“. Und immer wieder, noch nach so langen Jahren, verlangte das Publikum von ihr als Zugabe „Parlez-moi d'amour“.